

Zum Geleit

Liebe Freunde und Wohltäter !

Wieder neigt sich ein Jahr seinem Ende zu. Wie in den Vorjahren war es auch im abgelaufenen Jahr unser Ziel, das kulturelle und religiöse Erbe unserer Heimat nicht nur zu bewahren, sondern zu fördern und möglichst vielen Menschen nahe zu bringen. Dabei half und ermutigte uns die Erinnerung an Weihbischof Kindermann, dessen Todestag sich am 23. Oktober zum 40. Mal jährte. Wie sehr dieser Heimatpriester und spätere Weihbischof aus dem nordböhmischen Schluckenau im Bewusstsein vieler Vertriebenen noch heute lebendig ist, konnten die Mitarbeiter des Instituts erleben, wenn sie Gruppen des Bundes der Vertriebenen nach Königstein begleiteten und dort vor dem Denkmal auf dem Werenfried-Platz, in der Kollegskirche und beim Werk „Kirche in Not“ über die drei „Königsteiner Kirchenväter“ berichteten: Bischof Maximilian Kaller, Weihbischof Adolf Kindermann und Pater Werenfried van Straaten. Über Weihbischof Kindermann und sein Werk lesen Sie auf Seite 6. ff. dieses Heftes.

Auch andere ostdeutsche Gedenktage haben wir in diesem Heft aufgegriffen: So den Gedenktag des Autors des Ackermanns von Böhmen, Johannes von Saaz, der vor 600 Jahren starb und über den wir in der Reihe „Kirche und Heimat“ ein Büchlein veröffentlichten. Den in Heft 3 angekündigten Beitrag über den seligen Ernst von Pardubitz finden Sie auf den folgenden Seiten und dazu – wie wir hoffen – weitere für Sie interessante Artikel.

Auf die Titelseite des Heftes haben wir eine Darstellung eines Gemäldes „Die Flucht nach Ägypten“ gesetzt. In den Tagen nach Weihnachten erinnert die Kirche daran, dass auch die Heilige Familie die Not von Flucht, Vertreibung und Exil erleben musste. Papst Pius XII., der große Freund der deutschen Heimatvertriebenen, hat 1952 seine Apostolische Konstitution „Exsul familia“ mit der Heimatlosigkeit von Jesus, Maria und Josef eingeleitet. Seine väterliche Sorge um alle Vertriebenen, die der Papst darin ausdrückte, nahm Prälat Kindermann zehn Jahre nach dieser päpstlichen Verlautbarung 1962 zum Anlass, mit einer großen Wallfahrt aus Königstein nach Rom, dem Nachfolger dieses Papstes zu danken. Heute sind wieder Flucht und Vertreibung im Mittleren Osten eine grau-

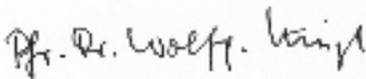
same Realität. Der Leiter unseres Instituts hat in verschiedenen Vorträgen versucht, über die Christen im Orient und ihr Schicksal zu berichten. Dabei betonte er immer, wie ihm Weihbischof Kindermann ein Vorbild war, da es in Königstein an der Hochschule auch das Studienfach Ostkirchenkunde gab und sich auch die Kongresse „Kirche in Not“ mit der Lage der Christen im Orient befassten. Die Zeichnung auf dieser Seite soll zum Nachdenken anregen.

Unsere Tätigkeit, gerade auch die Publikationen des Instituts und die Vorträge beim Tag der offenen Tür in Nidda, sind nur möglich durch Ihre Unterstützung und Hilfe. Dafür danken wir Ihnen von Herzen, bitten Sie aber auch für das kommende Jahr um weitere Spenden, damit wir unsere Aufgabe erfüllen können.

Wir wünschen Ihnen einen besinnlichen Advent, ein gnadenreiches Weihnachtsfest und Gottes Segen im kommenden Jahr!

Im Namen des Vorstands und aller Mitarbeiter

Ihr



GR Dr. Wolfgang Stingl

1. Vorsitzender u.

Diözesanvertriebenenseelsorger der Diözese Mainz



Der selige Ernst von Pardubitz

Zu seinem 650. Todestag

Im nun zu Ende gehenden Jahr 2014 konnten wir einige runde Gedenktage begehen. Vor 600 Jahre starb in Prag Johannes von Tepl, der auch als Johannes von Saaz bekannt ist, weil er in beiden böhmischen Orten als Schreiber tätig war. Geboren ist er in Schüttwa, einem kleinen Dorf unweit von Bischofteinitz, weshalb in der Literatur auch sein Name als Johannes von Schüttwa auftaucht. Nach dem Tode seiner Frau Margaretha schrieb er das bekannte Streitgespräch *Der Ackermann und der Tod*, das in verschiedenen Handschriften überliefert ist und bald auch, nach der Erfindung des Buchdrucks, immer wieder aufgelegt wurde. Seine Ergebenheit in den Willen Gottes war der Grund, dass 1946 die Ackermann-Gemeinde als Gemeinschaft sudeten-deutscher Katholiken diesen Namen wählte.

Im selben Jahr 1414 begann das Konzil von Konstanz, das bei uns bekannt ist, weil 1415 Johannes Hus verurteilt und verbrannt wurde und sein Feuertod in Böhmen die Hussitenkriege auslöste. Grund für die Einberufung dieses Konzils war aber die Überwindung des Abendländischen Schismas. Damals bekämpften sich in Avignon und Rom zwei Päpste, ein Skandal der Kirche, dem das Konstanzer Konzil ein Ende bereiten sollte.

1664, also vor 350 Jahren, wurde die Diözese Königgrätz als dritte Diözese in Böhmen (nach Prag und Leitmeritz) gegründet. Ebenfalls 1664 erlaubte Spanien die Entsendung von nichtspanischen Missionaren in seine lateinamerikanischen Besitzungen. So begann der Zustrom von Jesuiten aus Böhmen, Mähren und Schlesien nach Südamerika und Mexiko und von dort weiter auf die Philippinen. Auch einzelner dieser Missionare konnten wir heuer gedenken: 1664 ist Johann Steinhöfer aus Iglau geboren, Missionar und Autor eines medizinischen Handbuchs, in Mexiko. 50 Jahre später wurde P. Thad-



*Die Glatzer Madonna
mit dem knienden Stifter
Ernst von Pardubitz*

däus Henis 1714 in Tschekanitz geboren, der in Paraguay segensreich wirkte. Im selben Jahr starb in Buenos Aires Johann Kraus aus Pilsen, ein Jesuit, dessen Kirchenbauten noch heute in der argentinischen Hauptstadt und in Cordoba bewundert werden.

Gehen wir zeitlich noch etwas zurück, so finden wir für das Jahr 1364 den Todestag des Prager Erzbischofs Ernst von Pardubitz, der am 30. Juni in Raudnitz starb. Er war der erste Erzbischof von Prag, dessen Bischöfe bis 1344 der Metropole Mainz unterstanden, und er war auch der erste Kanzler der 1348 gegründeten Karls-Universität Prag. Seine Kindheit verbrachte er in Glatz, wo er 1305-1310 die Lateinschule besuchte, danach war er in der Schule der Benediktiner in Braunau. Später studierte er in Bologna und Padua, weilte auch am päpstlichen Hof in Avignon, ehe er in Prag Domherr wurde. 1343 wurde Pardubitz zum Bischof des Bistums Prag ernannt, das 1344 Erzbistum wurde mit den beiden Suffraganbistümern Olmütz und Leitomischl. Als Erzbischof berief er 1349 eine Reformsynode ein, sodass mit ihm „eine neue Epoche der Kirchengeschichte in Böhmen“ begann. Er legte den Grundstein für einen Neubau des St. Veits-Domes und war maßgeblich an der Gründung der Prager Universität beteiligt. 1347 krönte er Karl IV. zum König von Böhmen, begleitete ihn auf vielen Reichstagen, auch bei der Kaiserkrönung 1355 in Rom. Unter ihm herrschte geordnetes religiöses Leben. Er wurde vom Volke verehrt, das ihn nach seinem Tode als Heiligen ansah, obwohl er nie kanonisiert wurde. Als er 1364 starb, kam der bisherige Bischof Johann Očko von Vlašín von Olmütz auf den Erzbischöflichen Stuhl nach Prag. Neuer Bischof von Olmütz wurde Johann von Neumarkt.

Durch einige lateinische Lebensbeschreibungen sind wir über Ernst gut unterrichtet, auch über seine glühende Marienverehrung. Ihr verdankt die Nachwelt die berühmte Glatzer Madonna, die von ihm dem Augustiner-Chorherrenstift in Glatz geschenkt wurde. Sie stammt vermutlich aus der Werkstatt des Meisters von Hohenfurth und befindet sich heute in der Gemäldegalerie in Berlin.

Albendorf ist nicht der einzige Marienwallfahrtsort in der Grafschaft Glatz, die zu Recht den Beinamen führte: Marienland. Als 1690 der Jesuit Johannes Miller seine *Kurze Beschreibung von dem uralten wundertätigen Marienbild zu Glatz* veröffentlichte, zählte er in diesem Buch alle damals noch vorhandenen Marienbilder der Grafschaft auf. Pater Miller berichtet darin auch, dass bei den Plünderungszügen der Hussiten viele Marienbilder verbrannt wurden, ja dass sie alle Marienbilder und geschnitzten Statuen, die sie erreichen konnten, auf einem Haufen zusammentrugen, den sie anzündeten und darauf den Dominikanerprior verbrannten. Damals blieben nur wenige alte Madonnenbilder erhalten, von denen es im 14. Jahrhundert unzählige gab, als Ernst von Pardubitz, auch bekannt als Seliger

Arnestus, Erzbischof von Prag war. Sein Vater war böhmischer Burgkastellan in Glatz, wo Ernst seine Jugend verbrachte und die Schule der Johanniter besuchte. Auf dem Hochaltar der Ordenskirche stand eine Statue der Gottesmutter mit dem Kind auf dem Arm, vor der Ernst eine Vision hatte, die er erst spät zu Papier brachte „geschrieben durch mich, der Heiligen Prager-Kirche unwürdigen Erz-Bischof, durch meine sündhaftigen Hände“. Als Arnestus-Vision und als Arnestus-Prophezeiung ist dieses Geschehen bekannt geblieben. Der spätere Erzbischof schreibt:

Als ich zu Glatz in der Pfarr-Schul, welche die Spital-Herren S. Joannis von Jerusalem verwalten, studierte, und selbst all da an einem Tag (meine an einem Samstag) mit anderen Schulknaben stehend, der Vesper beywohnete, hat sich nach dem Magnificat, oder bald nach der Vesper, als ein Antiphon (ich meine das Salve Regina, wie ich mich eigentlich nicht erinnere) gesungen wurde, zugetragen, daß als ich das Bild angesehen, welches daselbst auf dem hohen Altar der seligsten Jungfrau Maria ware, bald ohne allen Verzug sich das Angesicht des Bildes der Ehrwürdigen Jungfrau und Mutter Gottes Maria sehr verdrüßlich und zornig von mir abwendet und zu mir das Hinterteil des Gesichts und ein teil des Rucken gekehret. Dabey ich hefftig erschrocken und verändert und gleichsam von Sinnen gantz bestürzt: doch weret es nicht lange, daß ich wieder zu mir kommen. Jedoch konnte ich nicht ansehen ohne Schröcken das Hinterteil des Gesichts, Halses und Ruckens, welche mir gantz unsauber, schimlicht und zerrissen vorkommen, auf solche Weis, die ich mit eigentlichen Worten nicht erklären kann. Ich sehe sie an und finge an mit gantz traurigem und bitterm Gemüt die seligste Jungfrau zu bitten, sie wollte sich doch meiner erbarmen und ihr Angesicht wiederum zu mir wenden.

Da ich also in Traurigkeit betete, begunte ich ferner auf das Bild ihres Sohnes zu sehen und zu erfahren, ob sich auch das Angesicht des Bildes Jesu Christi von mir abgewendet hätte. Weil ich aber gesehen, daß es nicht verwendet, gewann mein Herz etlichermaßen einen Trost, und verharrete im vorigen Gebet zu der glorwürdigsten Jungfrau, auf daß sie ihr Angesicht wiederum zu mir wenden wolle. Indem ich also betete, ist nach kleiner Weil geschehen, daß sie langsam bey mählich und gleichsam noch nicht allerdings mit mir zufrieden das Angesicht zu mir gewendet, in demselbigen Stand, wie ich sie gesehen!

Ernst hat diese Vision nie vergessen. Er hatte stets eine Kopie jener Muttergottesfigur bei sich und verschenkte Abbilder dieser Statue an verschiedene Kirchen, er wird sogar als Begründer der innigen Marienverehrung in Glatz und Böhmen genannt.

Rudolf Grulich



Weihbischof

Adolf Kindermann

(1899-1974)

Am 23. Oktober jährte sich zum 40. Male der Todestag eines der drei Königsteiner Kirchenväter, Weihbischof Adolf Kindermann. Im folgenden Beitrag würdigt Julia Nagel sein Wirken für die Heimatvertriebenen und für das Werk Kirche in Not/Ostpriesterhilfe.

Auf der Inschrift des Denkmals für die drei Königsteiner Kirchenväter, das Kardinal Meisner am 1. September 2011 in Königstein für Bischof Kaller, Weihbischof Kindermann und Pater Werenfried einweihte, lesen wir über Weihbischof Kindermann:

Titularbischof von Utimmira

Weihbischof von Hildesheim

Theologieprofessor und Kirchenrechtler in Rom, Prag und Königstein

Rektor des Deutschen Seminars in Prag

Weitblickender Helfer der sudetendeutschen Vertriebenen

Gründer und Leiter des Albertus Magnus Kollegs in Königstein

Prophezeitzeit seit 1950 den Untergang des Eisernen Vorhangs und des Ostblocks

Vorkämpfer der Aussöhnung mit den Völkern des Ostens.

Adolf Kindermann wurde am 8. August 1899 in Neu-Grafenwalde bei Schluckenau in Nordböhmen in der Diözese Leitmeritz geboren. Schon früh zeigte sich bei ihm ein großes Interesse für die Schule und später für die Wissenschaft. Kindermanns Weg führte dabei zunächst über das klassisch-humanistische Jesuitengymnasium in Mariaschein nach Leitmeritz an das Priesterseminar, wo er sein theologisches Studium begann. Als österreichischer Soldat war er im Ersten Weltkrieg an der italienischen Front. Nach Kriegsende schickte ihn 1920 Bischof Groß zum Weiterstudium nach Rom, wo Kindermann an der Propaganda-Universität in den Fächern Philosophie und Theologie mit dem Doktorat abschloss. 1924 beendete er seine Studien auch mit dem Doktorat beider Rechte („doctor quadruplex“). Im selben Jahr

wurde er zum Priester geweiht und feierte seine Heimatprimiz in Schluckenau. Sodann trat er eine Kaplanstelle in Dux in der Diözese Leitmeritz an. Es folgte noch eine Tätigkeit als Katechet in Aussig, ehe er als Professor für Kirchenrecht seine akademische Lehrtätigkeit aufnahm, zuerst an der Theologischen Hochschule des Priesterseminars in Leitmeritz und dann an der Theologischen Fakultät der Deutschen Universität in Prag. 1938 mussten die sudetendeutschen Seminaristen das gemeinsame Priesterseminar in Prag verlassen, in dem weiterhin die Priesteramtskandidaten beider Volksgruppen gewohnt hatten, als die Karlsuniversität in eine tschechische und eine deutsche Universität geteilt worden war. Professor Kindermann errichtete 1939 ein deutsches Priesterseminar und führte es durch alle Kriegswirren bis 1945. Seit 1940 konnte er dort auch ukrainischen und litauischen Studenten Studienplätze schaffen. Schikaniert von zahlreichen Verhören durch die Gestapo in Prag und nach Kriegsende als Sudetendeutscher rechtlos, musste er letztendlich wie alle Sudetendeutschen die Tschechoslowakei verlassen und erhielt 1946 den Ruf nach Königstein im Taunus durch den Vertriebenenbischof Maximilian Kaller. In diesen Königsteiner Anstalten als Sammelbegriff für das „Vaterhaus der Vertriebenen“ entstand ein Gymnasium, eine Philosophisch-Theologische Hochschule und ein Priesterseminar, verschiedene Institute und Publikationsorgane und auch das Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien. 1959 wurde Kindermann von Rom mit der Seelsorge an den Sudetendeutschen betraut, 1962 folgten die Ernennung zum Apostolischen Protonotar und 1966 zum Weihbischof von Hildesheim mit Sitz in Königstein.

Seit 1948, als der später legendäre „Speckpater“ Werenfried van Straaten zum ersten Mal nach Königstein kam, bestand die Zusammenarbeit, ja Freundschaft mit dem Werk der Ostpriesterhilfe, dem heute weltweit wirkenden Werk „Kirche in Not“. Pater Werenfried van Straaten schreibt im Kapitel „Das Haus der Verjagten“ in seiner Autobiographie:

Aber mit Freude und Dankbarkeit gedenken wir der innigen Zusammenarbeit von früher, und unzerbrechlich wird die Freundschaft bleiben, die mich mit dem alten, frommen, unbeugsamen, ewig jungen Kindermann verbindet.

In diesem Kapitel berichtet er über die Anfänge Königsteins aus seiner Sicht: Über die Trümmerhaufen ganz unterschiedlicher Art, die das Königsteiner Kollegium, aber auch seine Studenten und Seminaristen zu bewältigen hatten; dabei handelte es sich um materielle, aber auch ideelle Trümmerhaufen. Das konnte Kindermann und Werenfried jedoch nicht aufhalten, sich von ihrer Berufung abbringen zu lassen, und Pater Werenfried fand auch für dieses Phänomen Worte, die nicht passender sein könnten:

*Prälat
Adolf Kindermann
und Pater Werenfried
van Straaten vor dem
Haus Werenfried
in Königstein*



Wie heilige Narren waren sie gekommen. Sie hatten keine Bücher, keine Kleider, kein Geld und kein Essen. Sie hatten nichts als die Flamme ihrer Berufung, die sie durch alle Stürme ihrer wilden Jugend hindurch gehütet hatten.

In die Sowjetzone und in die Diaspora sollten sie als Priester geschickt werden, um den Glauben zu verkündigen – oft hatten sie als Seelsorger und als Rucksackpriester zu Fuß bis zu 150 km wöchentlich zurückzulegen. Und wie erholsam waren dann die Exerzitien an der Hochschule in Königstein in den Semesterferien! Hier fanden die von ihrem „Rucksackpriestertum“ erschöpften Priester Erholung und besonders Menschen, die sie verstanden und mit denen sie über ihre oft traurigen Erfahrungen sprechen konnten. Und Pater Werenfried schreibt weiter:

Das Herz von Königstein war Prälat Kindermann, der zäh und mit ungestümem Gottvertrauen die Königsteiner Anstalten geschaffen hat.

Mit seinen Ideen hat Kindermann auch die Entwicklung der Ostpriesterhilfe stark beeinflusst, eine Ostpriesterhilfe war daher ohne Königstein, dem *Vaterhaus der Vertriebenen*, nicht vorstellbar und umgekehrt ebenso.

Daneben zählen zu weiteren Gründungen in Königstein durch Prälat Kindermann Einrichtungen wie das Haus der Begegnung, das jahrelang für Tagungen und Kongresse (auch für Kongresse von „Kirche in Not“ genutzt wurde), die Kollegskirche – eine ehemalige Lagerhalle, die von Theologiestudenten unter harter Mühsal zu einem Gotteshaus hergerichtet wurde – und das Priesterreferat. Nicht nur in Form von Gebäuden gab Kindermann eine Richtung an – auch in geistiger Hinsicht war er der Architekt von Königstein. Ab 1947 wurden vom Priesterreferat die *Mitteilungen für die heimatvertriebenen Priester aus dem Osten* herausgegeben, welchen ab 1956 eine wissenschaft-

liche Beilage, die *Königsteiner Blätter*, folgte. Später sollten sie als *Königsteiner Studien* bekannt werden.

Das weltweite Hilfswerk „Kirche in Not“, das aus der Ostpriesterhilfe heraus 1947 von Pater Werenfried gegründet worden ist, hilft heute Millionen von Christen auf dem ganzen Globus. Die Internationale Zentrale von KIN ist heute die einzige Institution der ehemaligen „Königsteiner Anstalten“, auf dem Gelände in Königstein, die im Geiste von Pater Werenfried und Weihbischof Kindermann der Kirche dient.

Viel haben die Heimatvertriebenen Weihbischof Adolf Kindermann zu verdanken. Ohne sein Eintreten und sein selbstloses Wirken ist es wohl fraglich, ob eine Vertriebenenseelsorge in der neuen Heimat unmittelbar nach der Vertreibung hätte fruchtbar werden können. Mit dem geistigen Gut und dem Glauben, mit dem die Menschen aufgewachsen waren, war es bis in die heutige Zeit hinein möglich, das religiöse und kulturelle Erbe, das die Heimatvertriebenen mitgebracht hatten, zu pflegen. Denn: *Glaube verbindet* und insofern stellt die Figur Prälat Kindermanns eine Art von Brückenbauer für den Glauben und die Heimat dar.

Getreu seinem Wahlspruch *Contra spem in spem* (Hoffnung wider alle Hoffnung) hat Kindermann in all der Hoffnungslosigkeit und dem Elend nach der Vertreibung sein ganzes Tun und Handeln in die Seelsorge an den Heimatvertriebenen, aber auch in die Ausbildung des Priesternachwuchses gelegt. Den Heimatvertriebenen war bewusst, dass am 23. Oktober 1974 eine große Königsteiner Persönlichkeit starb, die vielen Gläubigen gerade in der Zeit unmittelbar nach der Vertreibung Mut und Trost gespendet hatte und für viele zu einem großen Vorbild geworden war. Bereits kurze Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er wegen seines seelsorglichen Dienstes in den Prager Lagern und Spitälern nicht umsonst „Engel der Verfolgten“ genannt. Auf dem Friedhof in Königstein fand er neben Bischof Maximilian Kaller seine letzte Ruhestätte. Seit 2011 erinnert ein Denkmal auf dem Werenfried-Platz in Königstein, das ihn mit Bischof Kaller und Pater Werenfried darstellt, an ihn.

Wenn Sie noch mehr über das Wirken von Bischof Kindermann erfahren wollen, so empfehlen wir das folgende Buch: *Königstein. Stadt des Aufbaus und der Versöhnung. Festschrift zur Einweihung des Denkmals für Bischof Maximilian Kaller, Bischof Adolf Kindermann und Pater Werenfried van Straaten*. Geiß-Nidda 2011. 176 Seiten. EUR 12.80

Bestelladresse: Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien e.V., Haus Königstein, Zum Sportfeld 14, D-63667 Geiß-Nidda.

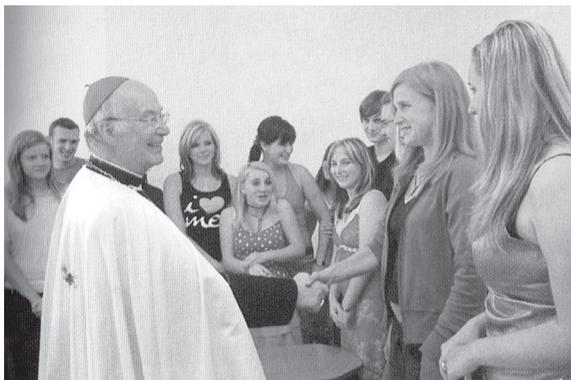
Julia Nagel

Kirchliches Konservatorium des Deutschen Ordens in Troppau

Vor nunmehr vierzehn Jahren wurde in Troppau (Opava) eine in der Tschechischen Republik einmalige Ausbildungsstätte ins Leben gerufen – das Kirchliche Konservatorium. Interessant ist die Gründung und die erfolgreiche Etablierung dieser Schule, deren Träger der Deutsche Orden ist.

Der Deutsche Ritterorden, gegründet 1190 vor Akkon im Heiligen Land, verbreitete sich schnell über das Deutsche Reich bis hin ins Baltikum. 1525 wurde der Ordensstaat Preußen unter dem damaligen Hochmeister Albrecht von Brandenburg-Ansbach als weltliches Herzogtum polnisches Lehen. 1809 verfügte Napoleon die Auflösung des Ordens in den Rheinbundstaaten. Nur in den Habsburger Landen blieb er erhalten. In der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg wurde der Deutsche Ritterorden ein geistlicher Orden und hatte seinen Schwerpunkt im Gebiet des Altvaters. Hier wurde er nach 1938 von Hitler aufgehoben und sein Besitz enteignet.

Nach der Wende 1990 bemühte sich der Orden bisher weitgehend erfolglos um die Rückgabe von Grundstücken und Immobilien, die sich in der Vergangenheit im Gebiet um Troppau im Besitz des Ordens befanden, u. a. Kirche und Kurort Karlsbrunn (Karlova Studánka) und das Schloss Freudenthal (Bruntál) sowie die Burgen Busau (Bouzov) und Eulenberg (Sovinec). Sollte das Vermögen herausgegeben werden, wird es zur Weiterentwicklung der Tätigkeit des Ordens auf dem Gebiet der Tschechischen Republik dienen, und zwar insbesondere im Bereich Ausbildung, Wohltätigkeit und Sozialwesen ebenso wie im Bereich der Seelsorge, wo der Orden auf dem Gebiet der Tsche-



*Der Hochmeister
Dr. Bruno Platter
bei der
Zehnjahresfeier im
Gespräch mit
Studentinnen*

chischen Republik bereits jetzt wieder tätig ist. Der Orden ist derzeit Träger des Kirchlichen Gymnasiums und eines Freizeitentrums in Olmütz (Olomouc), des Pflegedienstes in Freudenthal (Bruntál) und des Kirchlichen Konservatoriums in Troppau (Opava).

1990 haben die Schwestern des Deutschen Ordens das historische Gebäude ihres ehemaligen Klosters in Troppau im Rahmen der Restitutionsen zurückerhalten. Nach 40 Jahren der kommunistischen Ära war das Haus total verwahrlost. Die Ordensschwestern wurden Anfang der 1950er Jahre von hier vertrieben und im Gebäude wurde eine Sozialpflegeanstalt für 150 geistig behinderte Männer errichtet. Unter mehreren angedachten Möglichkeiten zur Nutzung des Klostergebäudes setzte sich schließlich die Idee eines Konservatoriums mit Schwerpunkt liturgischer Musik durch.

Im Jahr 1998 genehmigte das tschechische Schulministerium die Fachschule mit kirchenmusikalischem Schwerpunkt. Offizieller Träger der Schule wurde der Deutsche Orden, genauer gesagt die tschechische Provinz der Schwestern des „Ordens vom Deutschen Haus St. Mariens in Jerusalem“, die in Troppau ihren Sitz hat.

Ab 1. September 2001 konnte dann mit dem neuen Schuljahr der Schulbetrieb aufgenommen werden, zuerst als Kirchliche Orgelschule. Eva Bláhová, die sehr engagierte Direktorin der Fachschule, wollte nicht auf den Gedanken verzichten, ein kirchliches Konservatorium in Troppau zu errichten. Und es ist ihr auch gelungen.

Aber der weitere Weg zur Gründung des Konservatoriums war nicht leicht. Im Jahr 2005 hat das Schulministerium seine Zustimmung zur Erhebung der Mittelschule zu einer höheren Schule gegeben. Am 1. September 2006 wurde diese im Beisein des Hochmeisters des Deutschen Ordens, Dr. Bruno Platter, mit dem neuen Namen „Kirchliches Konservatorium Opava“ feierlich eröffnet. In Tschechien gibt es insgesamt zwölf Konservatorien. Das von Opava ist aber das einzige seiner Art.

Somit ist das Konservatorium in Troppau heute eine staatlich genehmigte Musikfachschule, welche ein sechsjähriges Ausbildungsprogramm anbietet. Nach vier Jahren wird die Matura abgelegt und nach sechs Jahren der musikalische Fachabschluss (Absolutorium). Im Angebot sind derzeit die Fächer Orgel, Klavier, Gesang und Chorleitung sowie das Fach Streich- und Blasinstrumente. Als Besonderheit gilt hier, dass man im Unterschied zu einem klassischen Konservatorium nicht nur im ausgewählten Hauptfach, sondern auch auf den jeweils drei übrigen Gebieten im Nebenfach ausgebildet wird. Das international besetzte Lehrerkollegium der Schule sorgt für breite und fundierte Fachausbildung. Neben der Übung und Pflege des geistlichen Musikrepertoires in traditionellen und modernen Varianten kommen aber auch klassische Kompositionen hinzu.

Das KKO richtet sich nach Lehrplänen, die vom Schulministerium der Tschechischen Republik genehmigt sind. Die Fachbildung orientiert sich an den Traditionen der geistlichen Kirchenmusik ebenso wie an zeitgenössischen Entwicklungen. Das Studium ist so konzipiert und aufgebaut, dass die Studenten nach dem Abschluss breitgefächerte Betätigungsfelder finden.

An der Schule arbeiten drei studentische Chorvereinigungen: der gemischte Chor „Laudate Dominum“, der Kammerchor und die Gregorianische Schola „Bonifantes Opavienses“.

Der gemischte Chor „Laudate Dominum“, der schon seit der Schulgründung besteht, sowie der Kammerchor arbeiten unter der Leitung eines qualifizierten und erfahrenen Fachpädagogen. Die Studenten repräsentieren das Konservatorium bei Konzertauftritten nicht nur in Opava und in der Umgebung, sondern in der ganzen Tschechischen Republik und im Ausland, wie zum Beispiel in Österreich, Deutschland, Frankreich und Polen.

Stolz konnte Dr. Bruno Platter, Hochmeister des Deutschen Ordens, bei der Feier des zehnjährigen Jubiläums am 4. April 2010 feststellen: „Wenn man auf die zehn Jahre zurückblickt, die dieses Konservatorium tätig ist, so kann man eigentlich von einem großen Erfolg sprechen. Mit Freude und auch ein bisschen Stolz können wir feststellen, dass unsere Studentinnen und Studenten auch recht große Erfolge bei verschiedenen Wettbewerben und Konzerten erzielt haben – sowohl in Tschechien als auch auf internationalem Boden. Die Krönung und der Höhepunkt dieses Erfolgs ist natürlich die Ehre, dass unser Konservatorium beim Papstbesuch im vergangenen Herbst singen und spielen durfte. Das ist eine besondere Auszeichnung vor der univer-



Besuch des Konservatoriums in Bamberg

salen Kirche, beim Papstgottesdienst singen zu dürfen. Und so auserwählt zu werden vor vielen anderen, darauf wird diese Schule immer stolz sein können.“

Zum 300. Geburtstag von G. H. Pergolesi hat 2010 das Konservatorium dessen „Stabat mater“ einstudiert und in Wien und an anderen Orten aufgeführt. Als Familiaren der Komturei Franken 2010 die Stadt Troppau und auch das Konservatorium besuchten, konnten auch sie diese Aufführung erleben dank der DVD, die man von dem Werk angefertigt hatte. Die Familiaren waren sehr beeindruckt von den Leistungen der Studenten und luden spontan zu einem Konzert in Bamberg ein. Vom 25. bis 27. März 2011 waren die jungen Künstlerinnen und Künstler zusammen mit der Direktorin Eva Bláhová zu Gast in Bamberg. Im Bistumshaus boten sie in einem weiten konzertanten Bogen Werke vom 17. bis 20. Jahrhundert und im Kaiserdom führten sie zur Eucharistiefeyer die Orgelsolomesse von Petr Eben (1929–2007) auf. Petr Eben erhielt 1998 den „Kunst- und Kulturpreis der deutschen Katholiken“ aus der Hand des Mainzer Kardinals Karl Lehmann, der dem Komponisten bescheinigte, mit seiner Musik und seiner Lebensgeschichte für die Versöhnung des tschechischen und des deutschen Volkes eingetreten zu sein.

Franz Bauer

Berühmte deutsche Juden aus Kremsier

Wie viele andere Städte in Mittelmähren verlor auch Kremsier in der Mitte des 19. Jahrhunderts seinen deutschen Charakter und erhielt eine tschechische Mehrheit. Bei der Volkszählung 1930 bekannten sich unter 18 546 Einwohnern nur noch 506 als Deutsche, darunter sehr viele Juden.

Bereits im 15. Jahrhundert gab es eine jüdische Gemeinde mit einem eigenen Betraum. Als 1454 die Juden aus Olmütz vertrieben wurden, gingen die meisten nach Kremsier. Bei der Eroberung Kremsiers 1642 durch die Schweden wurde ihre Synagoge verbrannt. Die meisten Juden wurden gefangengenommen und erst nach Lösegeldzahlungen von Juden in Wien, Hamburg und sogar aus Amsterdam wieder freigelassen. Viele gingen nach der Freilassung nach Wien, von wo sie 1670 zurückkehrten, als es eine Judenvertreibung in Wien gab. Bald gab es wieder eine größere Gemeinde und ab 1689 war Kremsier sogar der Sitz des mährischen Landesrabbiners. Die Stadt hatte eine Talmud-Thora-Schule und einen eigenen jüdischen Friedhof, der bis nach dem Ersten Weltkrieg in Gebrauch war, ehe 1928 ein neues Friedhofsgelände angelegt wurde. Aus den erhaltenen Einwohnerlisten Kremsiers wissen wir, dass es 542 Juden im Jahre

1830 gab und 1861 fast 800 Juden, was sechs Prozent der Einwohner entsprach. 1935 waren es noch 350 Juden, weil zahlreiche Gemeindeglieder in die Großstädte, auch nach Wien, abgewandert waren, als nach dem Revolutionsjahr 1848 die Juden Gleichberechtigung erhielten und nicht mehr hauptsächlich im Ghetto leben mussten.

Über dieses Judenviertel schrieb der 1856 in Kremsier geborene Max Grünfeld sein Buch *Die Leute des Ghetto. Realistische Erzählungen und Schilderungen*, das 1895 in Prag erschien. Die Erzählungen gehören zur Gattung der sogenannten Ghettogeschichten des 19. Jahrhunderts, deren Handlungen besonders in Böhmen, Mähren und Galizien angesiedelt waren, also im Bereich der alten Donaumonarchie.

1848 veröffentlichte Leo Kropfert seine Erzählungen *Aus dem Ghetto*, denen 1860 seine *Böhmischen Juden-Geschichten* und im selben Jahr *Neue Geschichten aus dem Ghetto* folgten. In Mähren war es Eduard Kulke aus Nikolsburg mit seinen *Geschichten aus dem jüdischen Volksleben* und der Kremsierer Max Grünfeld. Dieser hat in seiner Heimatstadt den Beth Hamidrash besucht, ehe er in Wien studierte und Religionslehrer in Olmütz wurde, später in Brünn am jüdischen Gymnasium. Seine Schriften über die Juden Mährens erschienen auch in der Zeitschrift *Moravia* und in der „Universalbücherei“. Er schrieb Skizzen und Erzählungen für die „Jüdische Universalbibliothek“ und veröffentlichte auch weitere Bücher wie *Die Leute aus dem Ghetto* und *Originale aus dem Ghetto*. Er starb 1933 in Brünn.

Unter den anderen jüdischen Autoren ist Adolph Donath zu nennen, der mit seinen Arbeiten und durch die von ihm herausgegebene Zeitschrift *Der Kunstwanderer* einer der bedeutendsten Kunsthistoriker der Weimarer Republik war. Er ist 1876 geboren und war in Wien, Berlin und nach 1933 in Prag tätig. Doris Bensimon hat ihm ein Buch gewidmet: *Adolph Donath (1876-1937). Ein jüdischer Kunstwanderer in Wien, Berlin und Prag*.

Grünfeld und Donath haben nicht mehr das Ende der jüdischen Gemeinde in Kremsier erleben müssen, das sich während der Protektoratszeit abspielte. 1942 wurde die Synagoge zerstört und abgerissen, die Juden im Juni 1942 deportiert. 268 Juden aus Kremsier wurden in Vernichtungslagern im besetzten Polen ermordet. Die Synagoge war erst 1910 nach Plänen des Wiener Architekten Jakob Gartner erbaut worden und war eine der schönsten Synagogenbauten Mährens.

Bekannte Persönlichkeiten der Kultusgemeinde waren der 1897 verstorbene Rabbiner Josef Weiss und der Schriftsteller Emanuel Baumgarten in Wien. In der Emigration in Amerika starb der 1887 in Kremsier geborene Robert Liebmann, der sich in den USA Robert Land nannte, um nicht mit dem bekannten Drehbuchautor Robert Liebmann verwechselt zu werden. Er hatte in Wien Kunstgeschichte

und Germanistik studiert, aber auch die Schauspielschule absolviert und hatte seine erste Rolle an der Wiener Residenzbühne. Früh entdeckte er den Film und produzierte auch selbst Filme in Berlin. Er entdeckte den späteren Publikumsliebbling Lilian Harvey, die er für eine Rolle im Film *Der Fluch* engagierte. Auch Marlene Dietrich übernahm bei ihm eine Rolle im Stummfilm *Ich küsse Ihre Hand, Madame*. 1933 musste er nach Prag emigrieren, von wo er 1934 eine Zeit lang nach Italien ging, aber 1935 wieder nach Prag und 1937 nach Wien zurückkehrte. Dort bekam er 1938 Berufsverbot, weshalb er noch einmal versuchte, in Prag Fuß zu fassen. Über seinen Tod gibt es verschiedene Versionen, denn seit 1938 ist nichts an Fakten bekannt. Er soll nach Paris entkommen sein, andere behaupten, er sei in Prag verhaftet oder verschleppt worden. Neben seinen Stummfilmen sind unter seinen Tonfilmen vor allem *Wiener Liebschaften* (1930), *Drei Kaiserjäger* und *Irma, das Mädchen aus dem Böhmerwald* (1935) zu nennen.

Rudolf Grulich

Johannes Österreicher und das Zweite Vatikanum

In dem neuen Buch „Nidda – New York – Eger“ als Gedenkschrift für das jüdische Museum in Nidda schreibt Pfarrer Wolfgang Stingl als Gründer dieses Museums: „Als Priester, der aus dem Sudetenland stammt und durch meine Dissertation über die Juden in Nidda, war mir das Verhältnis von Judentum und Christentum ein Herzensanliegen. Bei der Beschäftigung mit diesem Thema stieß ich auch bald auf den Prälaten Johannes Österreicher, der 1904 in einer jüdischen Familie in Stadt Liebau in Mähren geboren und der im Ausland und in Kreisen des religiösen Dialogs bekannter als bei seinen sudetendeutschen Landsleuten war.“

Erst in letzter Zeit haben die Sudetendeutschen wieder ihre jüdischen ehemaligen Mitbürger entdeckt. Die Ausstellung im Sudetendeutschen Haus über die Juden in Ostbayern und Westböhmen beweist das ebenso wie Lieder im Repertoire der Spielschar „Moravia Cantat“. Aber Johannes Österreicher war bereits vor dem Zweiten Weltkrieg ein Pionier der christlich-jüdischen Verständigung. Er hatte das Gymnasium in Olmütz besucht und war in seiner Familie streng jüdisch erzogen worden, trat aber nach langem inneren Suchen zur katholischen Kirche über und wurde sogar Priester. Für seine Mutter war das ein Schock, der sie in die Nervenklinik brachte. Als Seelsorger wirkte der junge Priester, wie viele andere seiner mährischen und schlesischen Landsleute, in Österreich, und zwar in Glagwitz

und Altottakring und dann an der Paulinerkirche in Wien. Dabei sah er seine Lebensaufgabe darin, Juden und Christen anzunähern und die Einheit von Altem und Neuem Testament den Gläubigen nahe zu bringen. Deshalb gab er die Monatsschrift „Erfüllung“ heraus und gründete das „Pauluswerk“ für Judenchristen.

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten zwang ihn zur Emigration, die ihn über die Schweiz und Frankreich in die USA führte. Mehr als ein Jahrzehnt war er dort zunächst in der Seelsorge der Erzdiözese New York tätig. 1953 konnte er das Institut für jüdisch-christliche Studien an der Seton Hall University in Newark (New Jersey) ins Leben rufen und dort aktiv an der Neugestaltung der Beziehungen zwischen katholischer Kirche und Judentum mitwirken. Der deutsche Kurienkardinal Augustin Bea rief ihn zur Mitarbeit im Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen nach Rom und ließ ihn die Erklärung des Konzils über das Verhältnis der Kirche zu den Juden vorbereiten. „Es ist das Bekenntnis der Kirche, daß es ein Neues Testament nicht ohne Altes Testament gibt, daß sogar die Verkündigung des Evangeliums das Alte Testament und die Thora voraussetzt, ja daß das Neue Testament erst zur Bibel wurde durch die Anfügung an das Alte Testament“ schrieb dazu der sudetendeutsche Publizist und Historiker Willy Lorenz. Leider kam es auf dem Konzil nicht zu einer eigenen Erklärung über das Verhältnis der Kirche zum Judentum. Die Vorlage Österreichers finden wir aber als wichtigen Teil in der Erklärung zu den nichtchristlichen Religionen. Seine Gedanken führte Prälat Österreicher auch in seinen Büchern aus, die in englischer und deutscher Sprache erschienen, wie *Die Wiederentdeckung des Judentums durch die Kirche* oder *Der Baum und die Wurzel. Israels Erbe – Anspruch an die Christen*. Seine Predigten im Pariser Exil erschienen als Buch unter dem Titel: *Wider die Tyrannei des Rassenwahns*. Prälat Österreicher starb am 18. April 1993.

Rudolf Grulich

Denken Sie bitte bei Ihren Weihnachtsgeschenken,
dass Sie mit Büchern Freude machen und die
Kenntnis über die Geschichte unserer Heimat bei
Freunden und Verwandten vertiefen können.
Beachten Sie deshalb auch unsere Bücherhinweise
und unser Bücherangebot auf Seite 32.

Eine orthodoxe, unierte und hussitische Gemeinde im ehemals katholischen Tachau

Außer im Kreis Asch war das Egerland überwiegend katholisch. Das Agilt auch für den Heimatkreis Tachau. Da Tachau nicht nur eine inkorporierte Pfarrei des Kreuzherrenordens mit dem roten Stern war, sondern auch eine Erzdechantei dieses Ordens, war Haid Sitz des offiziellen Dekanates. Nach dem vom deutschen Generalvikariat Schlackenwerth herausgegebenen „Schematismus der Geistlichkeit des Generalvikariates Schlackenwerth des deutschen Anteiles der Erzdiözese Prag für das Jahr 1940“ hatte die Pfarrei Tachau neben 10 545 Katholiken nur 362 Nichtkatholiken. Das waren damals außer Protestanten auch einige „Gottgläubige“, für die das Naziregime warb, um den Kirchen zu schaden. Einige Zahlen besagen, wie katholisch unsere Heimat war: Die Pfarrei Altzedlisch, zu der neben Alt-Zedlisch auch Innichen, Maschakotten, Neu-Zedlisch, Schottenreith und Uschau gehörte, hatte nur 17 Nichtkatholiken neben 2846 Katholiken, Haid nur 7 Nichtkatholiken bei 3420 Katholiken und Brand drei Nichtkatholiken unter 2117 Katholiken. Pfarreien wie Neuhäusl, Roßhaupt oder Tissa waren zu 100 Prozent katholisch.

Wer heute in Tachau zur ehemaligen Franziskanerkirche kommt, sieht im Schaukasten ein Schild „Orthodoxe Kirche“. Ältere Vertriebene wissen aus eigenem Erleben, dass es seit der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg nur in den drei Weltbädern Karlsbad, Franzensbad und Marienbad russisch-orthodoxe Kirchen gab. Als 1923 eine Orthodoxe Kirche in der Tschechoslowakei entstand, wurde aber Kirchengeschichte geschrieben, denn bereits 1920 entstand eine eigene von Rom abgespaltene Tschechoslowakische Kirche. Heute müssen wir im siebten Jahrzehnt nach der Vertreibung feststellen, dass durch diese Abspaltungen und die Rolle dieser neuen Kirchen seit 1946 unsere Heimat sich nicht nur in nationaler, sondern auch in konfessioneller Hinsicht total verändert hat.

Um das zu verstehen, müssen wir zurückgehen bis in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg und zu den Jahren der Gründung der Tschechoslowakei. Damals entstanden neue Religionsgemeinschaften in Böhmen, die dann nach der Vertreibung der Sudetendeutschen durch Ansiedlung von Neusiedlern die konfessionelle Struktur unserer Heimat veränderten.

Tachau ist heute eine eigene orthodoxe Pfarrei, aber auch Brand und Schönwald mit verschiedenen Filialen und eigenen Kirchen oder Kapellen. Tachau ist heute aber auch eine Pfarrei der Tschechoslowakischen Hussitischen Kirche, die als Kirche 1920 in der ČSR eine tschechische Nationalkirche sein wollte. Außerdem hat Tachau heute

auch eine mit Rom unierte griechisch-katholische Gemeinde, die ihre Gottesdienste in der Wenzelskirche feiert.

Heute ist bekanntlich in der Tschechischen Republik die Mehrheit der Bewohner konfessionslos. Bei der Volkszählung 1990, der ersten nach dem Ende der kommunistischen Herrschaft in der damaligen ČSFR, waren in Westböhmen weniger als ein Viertel der Bevölkerung noch katholisch, seitdem sank der Anteil der Gläubigen an der Gesamtbevölkerung noch weiter. Die Minderheit der Gläubigen ist heute auf verschiedene Kirchen aufgeteilt, da im Sudetenland mit den tschechischen (und slowakischen) Neusiedlern auch Angehörige der Böhmisches Brüderkirche, der Tschechoslowakischen Hussitischen Kirche und durch die repatriierten Wolhynientschechen auch orthodoxe Christen angesiedelt wurden und so neue Pfarreien entstanden. Meist übernahmen sie leere deutsche katholische oder auch evangelische Kirchen. Der Prager Schematismus von 1938 gibt für alle Pfarreien, aber auch für die einzelnen zu den jeweiligen Pfarreien gehörigen Ortschaften die Zahl der Katholiken und Nichtkatholiken an. Der Nachkriegsschematismus von 1948 tut dies nicht mehr bei allen Pfarreien, sondern nennt oft nur die Gläubigenzahlen vom Jahre 1930 (Numerus animarum a. 1930). Hier wäre es eine Spezialstudie wert, bei allen Pfarreien zu versuchen festzustellen, weshalb keine Angaben für die Nachkriegszeit erfolgten. Manchmal sind es völlig erloschene Pfarreien und unbewohnte Dörfer, manchmal war die Zahl der Gläubigen unter den neu angesiedelten Bewohnern so gering, dass man sich im Ordinariat scheute, überhaupt eine Zahl zu nennen. Aber einige Beispiele der mit ihrer Gläubigenzahl von 1948 genannten Pfarreien und Ortschaften belegen den drastischen Rückgang der Katholikenzahlen und die Änderung der konfessionellen Struktur. So sank in der Pfarrei Wusleben im Vikariat Haid die Katholikenzahl gegenüber der Vorkriegszeit von 1915 auf 151. Innerhalb der Pfarrei lebten 1930 im Dorf Wusleben 298 Katholiken, 1947 waren es nur noch sieben. In Labant sank die Zahl von 617 auf 144. Tachau hatte vor der Vertreibung, wie oben schon angeführt, 10 545 Katholiken und nur 362 Nichtkatholiken, 1974 war das Verhältnis 4362 zu 919. Die Katholikenzahl der Pfarrei Dreihacken sank von 3254 auf 400, während die Zahl der Nichtkatholiken von 22 auf 462 stieg, im Ort Dreihacken selber standen 1947 den 129 Katholiken 254 Andersgläubige gegenüber. In Leskau lebten 1930 im Gebiet der Pfarrei 1692 Katholiken mit 17 Nichtkatholiken, 1947 waren es nur noch 595 Katholiken gegenüber 462 Einwohnern anderer Bekenntnisse. Für Großsiechdichfür änderte sich das Verhältnis Katholiken und Nichtkatholiken von 2723 zu 36 im Jahre 1930, von 813 zu 268 unmittelbar nach der Vertreibung.

Betrachten wir zunächst die Tschechoslowakische Hussitische Kirche, denn das einzige, was von der Idee des Tschechoslowakismus

nach dem Ende der Tschechoslowakei heute geblieben ist, ist diese Tschechoslowakische Hussitische Kirche. Während sonst alles, was das Beiwort „tschechoslowakisch“ trug, in „tschechisch“ und „slowakisch“ aufgeteilt wurde, hat die Tschechoslowakische Kirche, die erst 1971 ihrem Namen das Wort „Hussitisch“ hinzufügte, ihre alte Bezeichnung gelassen. Dabei ist die Kirche praktisch auf die Tschechische Republik beschränkt, denn es gibt nur eine einzige Gemeinde in der Slowakei in Preßburg.

Bei der Volkszählung im Jahre 1921 bekannten sich 525 333 Staatsbürger der ČSR zu dieser Kirche, davon 433 377 in Böhmen und 85 855 in Mähren-Schlesien. In der Slowakei waren es nur 1 919 Personen, in der damals zur ČSR gehörenden Karpato-Ukraine nur 191. In Böhmen entsprach die Zahl der Mitglieder fast 10 % der tschechischen Bevölkerung. Bis zur Volkszählung 1930 war die Gläubigenzahl auf 793 385 angewachsen, bis 1947 auf eine Million. In 15 Städten lag ihr Bevölkerungsanteil über 10 %.

An der Spitze der Tschechoslowakischen Hussitischen Kirche steht heute ein Patriarch, der für sechs Jahre gewählt wird. Diözesen mit Bischöfen gibt es in Prag, Pilsen, Königgrätz, Olmütz, Ostrau und Brünn. Die Zahl der Gemeinden beträgt heute 306, die von 210 Geistlichen betreut werden, von denen die Hälfte Frauen sind.

Auf dem Höhepunkt ihrer zahlenmäßigen Stärke nahm die Kirche aktiv an der Besiedlung des Sudetenlandes nach der Vertreibung der Sudetendeutschen teil. Ende 1946 gab Patriarch Kovář bekannt, dass 230 000 Mitglieder seiner Kirche ins Grenzgebiet gegangen seien, wo es bereits 52 Gemeinden gäbe. Im Egerland war diese Kirche vor dem Zweiten Weltkrieg nur mit einer einzigen Gemeinde zugewanderter Tschechen in Eger vertreten. Heute gibt es Pfarreien (der hussitischen Diözese Pilsen) in Asch, Eger, Falkenau, Karlsbad, Luditz, Marienbad, Mies und Tachau.

Die meisten jungen Neu-Ansiedler brachen aber oft den Kontakt zur bisherigen Kirchengemeinde ab. So schrieb ein junger Pfarrer über seine Gemeinde in Luditz: „Unübersichtliche Gebiete, schlechte Verbindungen und die Verstreutheit der Mitglieder verursachen bei ihrer geringen Anzahl immer neue technische Schwierigkeiten. Die größte Schwierigkeit bereitet aber dem Herrn Jesus Christus beim Sammeln seiner Herde der Mensch im Grenzgebiet. Seine Übersiedlung aus dem Landesinneren ins Grenzgebiet macht ihm die Kirche zu einer Sache, die er hinter sich gelassen hat. Sie gehört daher nicht so nötig zum Leben wie zu Hause. Im Grenzgebiet passt er sich den Sitten an, die er zwar kritisiert, aber eben doch annimmt. Dieser Zustand ist ein überaus trauriges Zeugnis für den Glauben in den Gemeinden, aus denen die Leute im Grenzgebiet gekommen sind. Unverhüllt sprechen sie auch über die Bedingungen in Luditz, die darin bestehen, dass es

überhaupt keine gibt. Wir hatten einen Betsaal und haben ihn noch, aber wozu, wenn darin der Pfarrer eine Reihe von Sonntagen vergeblich auf einen Gläubigen wartet? Dieser Zustand drückt den Luditzern den Charakter einer Missionsgemeinde auf.“

Aus der Tschechoslowakischen Kirche entstand bereits 1923 eine eigene orthodoxe Kirche in der ČSR. Besucher von Karlsbad, Franzensbad und Marienbad kennen auch die dortigen ehemals russisch-orthodoxen Kirchen, die einst sichtbare Zeugnisse für die Internationalität dieser Weltkurorte waren. Wie Baden-Baden, Bad Ems, Wiesbaden und Bad Homburg waren auch in Karlsbad, Marienbad und Franzensbad vor dem Ersten Weltkrieg zahlreiche russische Kurgäste aus dem Adel zur Kur, weshalb Ende des 19. Jahrhunderts in diesen Orten auch russisch-orthodoxe Kirchen errichtet wurden. Nach der Oktoberrevolution blieben diese Gäste aus. Die Kirchengebäude hatten ihren Sinn verloren, bis nach dem Zweiten Weltkrieg im Sudetenland nach der Vertreibung der Sudetendeutschen auch orthodoxe Tschechen aus Wolhynien angesiedelt wurden. Betrachtet man ein Verzeichnis aller orthodoxen Pfarreien und Kirchen im Gebiet der Tschechischen Republik, so stellt man sogar fest, dass die meisten orthodoxen Kirchen und Seelsorgestellen im ehemals deutschen Gebiet liegen. Da die Länder Böhmen und Mähren seit der Taufe der böhmischen Fürsten 845 in Regensburg und nach dem Ende der Slawenmission von Cyrill und Method ganz zur Römischen Kirche gehörten, erhebt sich die Frage nach der Herkunft der orthodoxen Kirche in der Tschechischen Republik. Sie ist jungen Datums, obwohl bereits im Jahre 1451 ein tschechischer Priester nach Konstantinopel kam, um dem dortigen Ökumenischen Patriarchen die Lehren der Hussiten zu erklären und den Wunsch der Vereinigung der Hussiten mit der orthodoxen Kirche auszudrücken. Die Lehre der Hussiten wurde als „gesund und für die orthodoxe Kirche annehmbar“ angenommen. Es kam 1452 sogar zu einem Briefwechsel über eine Union beider Kirchen, die aber durch den Fall Konstantinopels 1453 in die Hände der Türken nicht verwirklicht wurde. Während es im 19. Jahrhundert aus panslawistischen Motiven zum Einzelübertritt von Tschechen zur Orthodoxie kam, bildete sich nach der Entstehung der Tschechischen Nationalkirche 1923 eine orthodoxe Kirche, die dem Serbischen Patriarchen von Belgrad unterstand. Grund dafür war die Tatsache, dass viele ehemalige katholische Priester, die sich der neuen Kirche angeschlossen hatten, mit der protestantisierenden Entwicklung nicht einverstanden waren, die auf die Apostolische Sukzession verzichtet hatte. Erster Bischof wurde Gorazd, ein übergetretener katholischer Priester, der in Belgrad vom Serbischen Patriarchen geweiht wurde. Mit dem Namen Gorazd knüpfte die junge Kirche bewusst an die Cyrillo-Methodianische Tradition an, denn ein Schüler des hl. Metho-

dius, der nach dessen Tod 885 nach Bulgarien ging, hatte Gorazd geheißen.

Die orthodoxe Kirche umfasste in der Zwischenkriegszeit 22 000 Gläubige in Böhmen und Mähren, während die Zahl der Orthodoxen in der damals zur Tschechoslowakei gehörenden Karpato-Ukraine 1930 bei 110 000 lag. Bischof Gorazd wurde 1942 in Zusammenhang mit dem Heydrich-Attentat hingerichtet. Nach dem Zweiten Weltkrieg musste die Karpato-Ukraine an die Sowjetunion abgetreten werden. Dadurch sank die Zahl der Orthodoxen in der Tschechoslowakei. Sie wurde aber wieder vermehrt durch die Repatriierung von über 20 000 orthodoxen Wollhynientschechen aus der UdSSR und vor allem im Jahre 1950 durch die gewaltsame Aufhebung der Union von Užhorod, wodurch die Unierten in der Slowakei (wie in der Ukraine) mit Gewalt der Orthodoxen Kirche einverleibt wurden. Die Jurisdiktion der Serbischen Kirche wurde durch die des Moskauer Patriarchats ersetzt, das der Orthodoxen Kirche in der Tschechoslowakei 1951 die Autokephalie (kirchliche Selbständigkeit) gewährte. Bis zur Wiederzulassung der Unierten im Zuge des Prager Frühlings 1968 gab die Orthodoxe Kirche die Zahl ihrer Gläubigen mit 400 000 in vier Diözesen an: Prag, Olmütz-Brünn, Preschau (Prešov) und Michajlovce. Heute zählt sie knapp 90 000 Gläubige, davon lebten nach der Volkszählung von 1991 rund 20 000 in Tschechien. Nach der Teilung des Landes Ende 1991 heißt die Kirche offiziell „Orthodoxe Kirche in den böhmischen Ländern und der Slowakei“.

Die Ereignisse bei der Zerschlagung des Prager Frühlings 1968 und die daraus resultierende Animosität vieler Tschechen gegen alles Russische haben dem Ansehen der Orthodoxen Kirche schwer geschadet. Im Februar 1973 schrieb der Redakteur der Zeitschrift *Hlas pravoslaví* Dr. A. J. Novak: „So verliert die tschechische Orthodoxie allmählich eine Gemeinde nach der anderen, weil sie zu Hause noch immer nicht verwurzelt ist. Die Kirche stirbt einfach aus. Den geistlichen Mitarbeitern ist es nicht gelungen, die geistliche Tradition des Ostens auf den westslawischen Stamm aufzupfropfen.“

Dies zeigt sich deutlich, wenn wir die beiden orthodoxen Bistümer und ihre Dekanate betrachten. Für die knapp 20 000 Gläubigen gibt es zwei Bischöfe und 34 Priester, die 51 Pfarreien und 45 Filialen betreuen, in denen in 56 Kirchen und 16 Kapellen die Liturgie gefeiert wird.

Das Egerland gehört zum Protopresbyteriat (Dekanat) Westböhmen der Diözese Prag, die Pfarrei Deutsch-Horschowitz zum Protopresbyteriat Prag-Mittelböhmen. In Westböhmen gibt es Pfarreien in Tachau, Franzensbad (mit einer Filiale in Nassengrub), Bischofteinitz, Schönwald, Brand, Galtenhof, Thiergarten, Karlsbad, Marienbad (mit Filialen in Pfaffengrün, Dürrmaul, Kутtenplan, Michelsberg, Plan und

Teschau), Pilsen, Falkenau (mit Filialen in Ebneith und Bleistadt) und in Stadt Tepl. Außer in den drei Weltbädern sind alle Gemeinden erst nach der Vertreibung entstanden.

Während Karlsbad und Marienbad immer noch sehr stark von Kurgästen geprägt sind (und in Karlsbad auch ein Vertreter des Moskauer Patriarchats residiert), kamen nach Franzensbad im Jahre 1947 rund 236 orthodoxe Familien aus Wolhynien mit 912 Angehörigen. Die Wolhynientschechen waren im 19. Jahrhundert orthodox geworden.

Für andere Orte gibt es bis 1948 diese Zahlen von Neuansiedlern aus Wolhynien:

Neudek	288	Personen
Falkenau	332	Personen
Karlsbad	316	Personen
Luditz	700	Personen
Marienbad	264	Personen
Plan	1200	Personen
Tachau	1060	Personen
Mies	1292	Personen.

Unter den Ansiedlern waren unter den Slowaken auch griechisch-katholische (unierte) Gläubige, denn der Schematismus der griechisch-katholischen Eparchie (Diözese) Preschau nennt für die Zeit vor der Aufhebung der unierten Kirche im Jahre 1950 in Westböhmen die Pfarreien Plan, Tepl, Pistau, Tachau, Stadt Tuschkau, Widtschin, Miltigau und Schönwald.

Diese griechische-katholischen Gläubigen kamen aus der Ostslowakei und waren meist Ruthenen. Während in der k.u.k. Zeit alle Ukrainer als Ruthenen bezeichnet wurden, nennt man heute die „rusinisch“ sprechenden Ukrainer Rusinen oder Rusnjaken. Für die Gläubigen wurde nach der Teilung der ČSFR ein Apostolisches Exarchat der Griechisch-Katholischen Kirche in der Tschechischen Republik gegründet, das im Egerland die Pfarreien Karlsbad und Falkenau hat mit einigen Filialkirchen wie in Tachau.

Rudolf Grulich

Termine für Studien- und Wallfahrten können wir erst Anfang des Jahres bekanntgeben.
Melden Sie sich bitte bei Interesse in unserem Büro!

Gedenktage zweier großer Männer aus Schüttwa

Die vertriebenen deutschen Einwohner des kleinen Dorfes Schüttwa gedenken heuer der Todestage zweier großen Männer, die in Schüttwa geboren wurden und fern der Heimat starben: Vor 600 Jahren starb in Prag 1414 der Stadtschreiber der Prager Neustadt, der heute meist nur als Johannes von Saaz oder Johannes von Tepl bekannt ist, aber um das Jahr 1350 in Schüttwa geboren wurde. Seine bekannteren Namen trägt er nach seinen Wirkungsorten als Schreiber, nur selten wird er auch Johannes von Schüttwa genannt. Schüttwa (tschechisch Šitboř) ist heute ein Ortsteil von Ronsperg, das drei Kilometer nördlich liegt. Nach der Legende soll schon der hl. Adalbert von Prag dort die erste Kapelle gebaut haben. 1939 lebten in Schüttwa noch 277 Einwohner, im Jahre 2001 nur 73.

Aus Schüttwa stammt auch der vor hundert Jahren am 14. September 1914 in Baden bei Wien verstorbene Carl Holzmann, ein Architekt, der mit Bauten eines strengen Historismus begann, später aber auch Dekorationsformen und Elemente des Jugendstils verwendete.

Über Johannes von Schüttwa wird in diesem Jahr viel geschrieben. Seine Streitschrift *Der Ackermann und der Tod* hat 1946 bei der Gründung der Ackermanngemeinde dieser sudetendeutschen Organisation den Namen gegeben. Das Streitgespräch des Ackermanns mit dem Tod wurde heuer in verschiedenen deutschen Städten wie Würzburg, Frankfurt und Schwäbisch Gmünd aufgeführt. Dazu konnten wir auch auf den dramatisierten Text von Dusan R. Parizek verweisen, der gleichfalls das Libretto einer in Prag aufgeführten Ackermann-Oper schrieb. Die Texte hat das Institut von Böhmen-Mähren-Schlesien e.V. in Nidda in einem Büchlein von Walter Schwarz „Das Todesproblem in der Dichtung *Der Ackermann aus Böhmen*“ herausgegeben. Die Angaben dazu finden Sie in unserem Bücherangebot auf Seite 32. Der Dichter Reinhold Schneider hat den *Ackermann*, der das erste frühneuhochdeutsche große Prosawerk der deutschen Literaturgeschichte ist, ein *Trostbuch* genannt. Das kleine, heute nach der Vertreibung der Deutschen verfallende Schüttwa kann stolz darauf sein, dem deutschen Sprachraum den Dichter dieses Werkes geschenkt zu haben.

Aber es kann sich noch eines anderen Sohn des Dorfes rühmen: Carl Holzmann. Über Carl Holzmann, der ein halbes Jahrtausend nach Johannes von Schüttwa für immer seine Augen schloss, finden wir viele Angaben in Spezial-Lexika, wie zum Beispiel im *Architektenlexikon von Wien*, das die Architekten von 1770 bis 1945 erfasst. Er wurde

am 22. Februar 1849 geboren, und zwar als Sohn eines Häuslers, und lernte nach dem Schulbesuch das Maurerhandwerk in Wien. Als Geselle unternahm er Reisen in verschiedene deutsche Städte, vor allem in Bayern, dann in Oberösterreich, bis er in Wien-Liesing bei einem Stadtbaumeister Arbeit aufnahm und eine Bauschule besuchen konnte. Als Baupolier war er beim Hof- und Stadtbaumeister Sonnleithner und bei Baumeister Sturany tätig, besuchte aber auch privat Kurse für Zeichenunterricht, ehe er auf die Technische Hochschule in Wien ging, wo vor allem Heinrich von Ferstel sein Lehrer war. Danach arbeitete er bei der Union-Baugesellschaft und war Vizepolier beim Bau des Justizpalastes sowie später Polier und Zeichner beim Bau der Hofburg und eines kaiserlichen Jagdhauses. Als er 1885 die Baumeisterkonzession erhielt, gründete er die Firma Holzmann Co. 1878 hatte er Johanna Valsek geheiratet, die ihm vier Kinder schenkte.

Seine Firma war zunächst erfolgreich, denn Holzmann errichtete an Stelle angekaufter Altbauten Neubauten vor allem im vierten Wiener Bezirk. Als es 1906 wegen Fehlspekulationen zur Insolvenz der Firma kam, führte er nur noch städtische und staatliche Bauaufträge durch. Nach seinem Tode 1914 führte seine Witwe als Eigentümerin und seine Tochter Berta als Prokuristin die Firma bis 1928 weiter.

Seine ersten Bauten im Stile des Historismus erstellte er in der Weyringergasse und in der Favoritenstraße mit sparsamem Dekor der Neorenaissance. Später finden wir an seinen Häusern am Alois-Orasche-Park und in der Johann-Strauß-Gasse neue Beispiele repräsentativerer Erscheinungsbilder und in der Argentinien-Straße in dem großen Miethauskomplex beim Karlsplatz und der Karlsgasse auch schlichte neobarocke Formenelemente, die Holzmann der nahen Karlskirche quasi schuldete. Anders sind die von ihm geplanten Wohnhäuser des Wiener Beamten-Bauvereins im 12. Bezirk und die Wohnbauten am Johann-Hoffmann-Platz mit ihren hochgezogenen Erkern, Balkonen und Giebeln mit Elementen des Heimatstils. Holzmann benutzte das ganze Spektrum der damals modernen Strömungen von der Sezession, dem Heimatstil und dem Neoklassizismus, wobei er auch seine individuelle Note einbrachte. Mit Recht gilt er als ein talentierter Vertreter einer gemäßigten Moderne.

Rudolf Grulich

Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende!

Tag der offenen Tür

Auch im nächsten Jahr wollen wir Sie zu Tagen der offenen Tür einladen. Dabei sollen Fragen der Ökumene in Böhmen und Mähren-Schlesien im Mittelpunkt stehen.

Den 600. Todestag von Johannes Hus nehmen wir zum Anlass, uns **am 31. Januar 2015** mit der Gestalt dieses Reformators und Märtyrers zu befassen und auf seine Bedeutung auch für unsere Zeit hinzuweisen. Die erst 1920 entstandene, von Rom abgespaltene Tschechoslowakische (National-) Kirche hat ja 1971 auf einer Synode den Namen Tschechoslowakische Hussitische Kirche angenommen.

Zwar waren die Sudetendeutschen zu 90 Prozent katholisch, aber es gibt auch evangelische und altkatholische Christen unserer Volksgruppe. Die „Deutsche Evangelische Kirche A. B. (Augsburgischen Bekenntnisses) in Böhmen und Mähren“ wird unser Thema **am 21. Februar 2015** sein, die Altkatholische Kirche des Bistums Warnsdorf am **14. März 2015**.

Für diese drei Tage der offenen Tür möchten wir jeweils um **14.00 Uhr** ins **Haus Königstein, Geiß-Nidda**, einladen.

Diese Veranstaltungen finden gemeinsam mit der Katholischen Erwachsenenbildung Nidda-Ranstadt-Stockheim statt.



*Julia Nagel mit Rudolf Grulich und Wolfgang Stingl
nach ihrem Vortrag am 11. Oktober in unserem Hause*

Neubau der Prokopi-Kapelle in Ronsperg

Zu meiner großen Überraschung fand ich im Internet einen Bericht mit Bildern, dass in meinem Heimatstädtchen Ronsperg im Böhmerwald die Kapelle des heiligen Prokop wieder aufgebaut und am 27. September durch P. Mgr. Michael Jan Špán OSB, Pfarrer von Poběžovice – Ronsperg, geweiht wurde. 1967 stand sie noch, aber die Tür war schon durchlöchert. Dann ist sie verschwunden. Bei einem Besuch 1984 hat sie nicht mehr existiert. Dann wurden ihre Reste von Gestrüpp bedeckt, wie ein Foto zeigt, das ich bei Google Earth gefunden habe. Besonders erfreulich ist, dass die Initiative von den heutigen Bewohnern ausgegangen



ist und auch von ihnen finanziert wurde – anders als z. B. 1990 bei der Außenrenovierung unserer Kirche, wo Dr. Dolf Taller mit seiner Broschüre dafür Spenden gesammelt hat.

Geboren wurde Prokop am Ende des 10. Jahrhunderts in Chotouň, einem kleinen Ort in Mittelböhmen in der Nähe der Stadt Kouřim. Das später angegebene Geburtsjahr 970 ist unsicher. Er beherrschte die slawische Schrift und war nach Aussage der Legenden als Priester tätig. Prokop war verheiratet und hatte einen Sohn mit Namen Emmeram. Nachdem er sich vom weltlichen Leben abgewandt hatte, wurde Prokop zunächst Mönch, vermutlich im Benediktinerkloster Břevnov bei Prag, und später Einsiedler in einer Höhle am Mittellauf des Flusses Sázava. Nach und nach entstand um seine Zelle eine kleine Mönchssiedlung und im Jahr 1032 schließlich ein Kloster, das die Ordensregel der Benediktiner annahm. Seine Mönche feierten die römische Liturgie in altslawischer Sprache. Fürst Břetislav I. bestätigte die Gründung und setzte den Eremiten als ersten Abt ein. Diese Funktion übte Prokop bis zu seinem Tod am 25. März 1053 aus.

1204 wurde er von Papst Innozenz III. kanonisiert und war der erste böhmische Heilige, der in Rom heiliggesprochen wurde. 1588 wurden

seine Reliquien aus Sázava in die Allerheiligenkapelle auf dem Prager Hradschin überführt. Als einer der Landespatrone Böhmens finden wir ihn auch zu Füßen der Statue des heiligen Wenzel auf dem Wenzelsplatz. Er war aber auch Patron der böhmischen Bergleute, weil im Mittelalter im Sázava-Tal Bergbau betrieben wurde.

Und so ist es verständlich, dass man 1830 die Kapelle auf dem Weg von Ronsperg nach Wottawa errichtete, nämlich zu der Zeit als man mit dem Abbau von Quarz und Feldspat begonnen hatte, was in Gruben geschah, die oft ziemlich in die Tiefe reichten.

In der bildenden Kunst dargestellt wird Prokop als Benediktinermönch, als Einsiedler, mit Buch, mit einem Hirsch, mit dem Teufel an einer Kette oder als Bauer, dessen Pflug der Teufel zieht. Diese Darstellung findet man auch im Altarbild der neuen Kapelle. Nicht nur die Tschechen, sondern auch die Deutschen Böhmens verehrten diesen Heiligen. So erhielt z. B. mein Vater, weil er am 4. Juli, dem Gedenktag des Heiligen, geboren wurde, Prokop als zweiten Taufnamen. Jährlich veranstalteten an diesem Tag die Ronsperger eine Prozession zur „Prokopi-Kapelle“ und hielten dort eine Andacht zu diesem Heiligen.

Wesentliche Informationen zum Wiederaufbau der Kapelle entnehme ich einem Artikel von Karl Reitmeier auf der „Böhmenseite“ der Chamer Zeitung vom 17. Oktober 2014. Die Kapelle wurde 1830 erbaut von Anna Kutler aus Ronsperg, und im Jahr 1900 erhielt sie bei einer Renovierung ein neues Dach. In der Kapelle befand sich ein einfacher Altar mit einem Bild, das den Heiligen darstellt, wie er den Teufel an einer Kette führt. 1970 wurde sie verwüstet und dem Verfall preisgegeben. Als man an die Wiederherstellung der Kapelle ging, musste man erst den Müll entfernen, der auf dem Terrain der ehemaligen Kapelle lag, und die Sträucher, die alles überwucherten, beseitigen. Sogar auf Google Earth brachte man das Foto der Kapelle mit dem Gestrüpp.

Die Idee zur Wiederherstellung der Kapelle entstand bereits 2008 beim Bürgerverein „Dobrohost – Poběžovice“. Väter des Gedankens waren hier Jaroslav Paul und Josef Böhm. Die Vorbereitung dazu begann dann im Jahre 2011. Der Wiederaufbau der Kapelle kostete

110 000 Kronen (ca. 4 400 €). 50 % davon übernahm die Stadt Poběžovice, die anderen 50 % kamen aus der Kasse des Vereins sowie von Spenden.

Man fand schließlich das Fundament der Kapelle und Teile der Mauern. Man verwendete diese beim Neubau und verdeckte sie nicht mit dem Putz. Die neue Kapelle steht also auf dem Fundament der alten, hat auch deren Maße und trägt wieder ein Doppelkreuz. Ob es an die slawische Liturgie des Heiligen in Sázava erinnern soll? Die Statue

*Neu-Einweihung
der Kapelle durch
P. Span*



von Prokop im Hofe des Klosters hält auch einen Stab mit einem Doppelkreuz in den Händen.

An der Weihe der Kapelle nahmen auch zahlreiche Bürger von Pobežovice teil. Bürgermeister Hynek Řiha überreichte dabei einigen Männern, die bei der Wiederherstellung der Kapelle mitgearbeitet haben, Dankesurkunden. Zum Schluss feierte man noch mit einem Gläschen Wein.

Franz Bauer

Buchbesprechung

„ ... der Heimkehr gewiss.“

Zum 50. Todestag von Werner Bergengruen

Am 4. September jährte sich der 50. Todestag des baltendeutschen Dichters Werner Bergengruen. Bis 1968 gehörte er zu den meist gelesenen Schriftstellern, ehe er wie Reinhold Schneider, Edzard Schaper oder Gertrud von le Fort als „Opfer jenes geistig-politischen Umbruchs der 1960er Jahre ... von der Leseliste des Publikums verschwand“ (Franz-Lothar Kroll). Seine „von ungebrochener christlicher Heilsgewissheit getragene Überzeugung“ passte nicht mehr in die Zeit. Bergengruen war ein Meister der Prosa, das zeigen seine Romane und Erzählungen. Aber er war auch ein begnadeter christlicher Dichter. Einer der ersten Gedichtbändchen, die schon Ende 1945 nach dem Ende des Krieges in Deutschland gedruckt werden konnten, war Werner Bergengruens *Dies irae*. 1944 im Krieg entstan-

den und von Hand abgeschrieben und weitergegeben, gingen diese Gedichte in ihrer Wirkung weit über das Literarische hinaus. Ein damaliger Nachkriegsautor wie Heinrich Böll hat später betont, welche Bedeutung Bergengruen mit seinen Gedichten für die Möglichkeit geistigen Überlebens im Hitlerdeutschland und der Aufbruchphase danach hatte.



Im Gerhard Hess Verlag hatte Rudolf Grulich dieses Bändchen mit einem Zyklus von 18 Gedichten mit Erläuterungen neu herausgegeben, dazu ein weiteres Bändchen *...der Heimkehr gewiß*, mit einer Auswahl geistlicher Gedichte Bergengruens. Sie sind beide noch bei uns erhältlich.

Grulichs Auswahl der geistlichen Gedichte ist persönlich, aber sie enthält die schönsten Gedichte dieses Autors aus Riga, der seine Heimat früh verließ und nach dem Ersten Weltkrieg als Freiwilliger im Baltikum kämpfte. In seinem Nachwort schildert Grulich den Dichter als Ruhelosen und Pilger, der aber wusste, er werde geführt. Das Bändchen zeigt, wie Bergengruen Leid und Trauer, Schmerz und Trost kannte

und von der Richtigkeit der Welt überzeugt war. Ein Gedicht zu schreiben *Die heile Welt* zeugt ebenso von diesem Glauben wie *Die himmlische Rechenkunst* oder das Liebesgedicht *Zu Lehen*.

Selbst der Tod ist für Bergengruen kein Schrecken, wie es seine Novellensammlung *Der Tod von Reval* beweist.

„Was aus Schmerzen kam,
war Vorübergang.
Und mein Ohr vernahm
Nichts als Lobgesang.“

Auch zu den 18 Gedichten des Zyklus *Dies Irae* hat Grulich hilfreiche Erläuterungen geschrieben, in denen er aufzeigt, wie Bergengruen von den 17 Strophen der Sequenz *Dies Irae* in der Totenmesse der katholischen Kirche ausgeht. 17 Gedichte entstanden 1944, nur die Ode *An die Völker der Welt* unmittelbar bei Kriegsende. Während in der lateinischen Dichtung *Dies irae* alle 17 Strophen dreizeilige Terzinen mit gleichem Reimschema sind, benutzt Bergengruen verschiedene

Gedichtformen vom Ghasel bis zum Sonett. Das Gedicht *Die letzte Epiphanie* wurde auch beim Eichmannprozess in Jerusalem verlesen. Es sind erschütternde Gedichte mit Überschriften wie *An Dante* oder *Geheimnis des Abgrundes*. Mit vielen biblischen Bildern beschwört Bergengruen die apokalyptischen Zustände jener Zeit: „Wer will die Reinen von den Schuldigen scheiden?“ So endet auch die Ode *An die Völker der Welt* 1945 mit dem Aufruf der gemeinsamen Metanoia.

Werner Bergengruen, „...**der Heimkehr gewiß.**“, Geistliche Gedichte. Mit einem Nachwort von Rudolf Grulich.
55 Seiten. EUR 9.80.

Werner Bergengruen, **Dies irae**. Mit einem Nachwort und Erläuterungen von Rudolf Grulich, 60 Seiten.
EUR 9.80.

Wolfgang Stingl

Neuerscheinung

Nidda – New York – Eger

Eine kleine, aber außergewöhnliche Gedenk- und Festschrift aus Nidda

Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl ist nicht nur seit 10 Jahren der Vorsitzende des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien e.V., sondern auch Initiator und Gründer eines jüdischen Museums in Nidda. Dass zur Einweihung 2002 auch Otto von Habsburg kam, zeigt die Bedeutung dieses Museums, das nach dem Juden Fred Strauss benannt wurde, der am 27. Mai 1914 als Siegfried Strauß in Nidda geboren wurde und am 3. Oktober 2008 in New York starb. Als er seine Heimat besuchte, sagte er in einer Ansprache: „In einem Viehwaggon sind die Juden von Nidda weggeschafft worden. In einem Viehwaggon ist nach dem Krieg Wolfgang Stingl mit seiner Mutter 1946 aus der Tschechoslowakei nach Nidda gebracht worden.“ Da Fred Strauss heuer seinen 100. Geburtstag hätte feiern können und Pfarrer Stingl 70 Jahre alt wurde, haben das Jüdische Museum in Nidda und das Haus Königstein des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien unter dem Titel *Nidda – New York – Eger* eine kleine Gedenk- und Festschrift herausgegeben. Sie will deutlich machen, wie zwei Gruppen von Bürgern in Nidda zur Geschichte dieser Stadt gehören: die Juden bis zum Zweiten Weltkrieg und nach dem Krieg die Neubürger, die Vertriebenen aus dem Osten. Entstan-

den ist mit dieser Festschrift ein Lesebuch, das uns Geschichte und Gegenwart der Juden in Hessen und im deutschen Osten in ihrer Verbundenheit mit der deutschen Kultur unserer Nachbarländer vor Augen führt und auch zeigt, wie deutsche Juden aus dem Egerland oder der heutigen Slowakei auch in den USA Bleibendes leisteten.

Der erste Teil des Buches *Nidda – New York* ist Fred Strauss gewidmet, der zweite *Nidda – Eger* dem Geburtstag Stingls. Grußworte schrieben Bürgermeister Hans-Peter Seum als Bürgermeister von Nidda und seine Vorgängerin Lucia Puttrich, heute Staatsministerin in Hessen. Grundlegende Beiträge lieferten Adolf Hampel zum Thema „Die Verbundenheit der Juden mit ihrer deutschen Vergangenheit“ und Julia Nagel „Die Juden im ehemaligen deutschen Osten und ihre Verbindungen zu Hessen am Beispiel Mährens“. Rudolf Grulich beschreibt „Die Juden und die deutsche Kultur in der Slowakei“ und der jüdische Historiker Karl W. Schubsky beschreibt den jüdischen Friedhof in Rosenberg an der Moldau. Dass sich das Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien e.V. in seinen *Mitteilungen Haus Königstein* schon seit Jahren mit Themen aus dem jüdischen Leben im Sudetenland beschäftigte, ersehen wir in den Nachdrucken über die Juden in Trebitsch und Tachau und über *Die Judengemeinde in Ronsperg* von Franz Bauer. Originell und informativ ist ein Beitrag der Redaktion „Berühmte hessische und ostdeutsche Juden im Spiegel der internationalen Philatelie“. Da sehen wir Briefmarken des Friedbergers Sir Oppenheimer aus Südafrika oder eine Briefmarke, die für Sigmund Freud, einem Mährer aus Freiberg, in Guyana herausgegeben wurde. Der Prager Schriftsteller Franz Werfel wurde sogar in Armenien und auf den Malediven mit Sondermarken geehrt.

Im zweiten, dem Jubilar Stingl gewidmeten Teil gratuliert ihm sein Bischof Kardinal Lehmann. Dann finden wir Berichte über die Anfänge des Jüdischen Museums und über Stingls Arbeit als Vertriebenen-seelsorger der Diözese Mainz. Stingls Heimat, dem Egerland, gelten zwei Beiträge: Martina Nebeling berichtet über Goethes Kontakt zu Menschen und zur Kultur des Egerlandes, während Hildegard Schiebe auf Spurensuche Denkmäler und Friedhöfe im Egerland besucht. Ein ausführliches Ortsregister hilft dem Leser beim Zurechtfinden. Es enthält die deutschen und tschechischen bzw. auch die slowakischen und ungarischen Ortsnamen. Wer sich tiefer über diesen, lange Zeit vernachlässigten Abschnitt deutscher Geschichte informieren will, findet Anregungen in dem gut ausgewählten Literaturverzeichnis.

Nidda – New York – Eger. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

Unser Bücherangebot

Neu-Erscheinung!

Nidda-New York-Eger. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

Böhmisch-mährische Medaillons als Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich, Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel.** 279 Seiten. EUR 10,00.

Adolf Hampel, **Mein langer Weg nach Moskau.** 176 Seiten, EUR 12,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas.** 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei.** 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre.** 272 Seiten, EUR 19,80.

Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.** 207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“.** Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung und einem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. 112 Seiten, EUR 7,80.